Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

6 (11.2.1934) Rasse und Volk

Visual Library

Hermann Eris Busse:

Volksfastnacht am Oberrhein

II.

Im wirklichen Sinn urtümlich, ja mit geradezu erfühlbaren Zügen ist die Elzacher Fastnacht, deren einzelne Sitten in ihrem Ursprung bestimmt in heidnische Zeiten zurückgehen. Die Tracht des „Schuddig" besteht aus hochrotem Tuch, sein Dreispitz-Hut aus Stroh, groß und schwer, ist über und über mit Schneckenhäuschen besetzt, die bei den lustigen Sprüngen des Narro ein eigenartiges Kleppern und Schettern verursachen. In jeder Ecke kraust sich ein mächtiger Papierbollen. Das Hauptaugenmerk richtet jedoch der Schuddig auf die Larve. Ein Narr setzt während einer Fastnacht vier bis fünf verschiedene Masken auf, um nicht erkannt zu werden. Darunter befinden sich sehr wertvolle und alte Stücke. Die Elzacher tragen Schreckfratzen im Gegensatz zu Villingen und Laufenburg; je häßlicher der Ausdruck ist, desto beliebter. Zu den alten Larven zählt das „Büregfriß", die „Langnase", aus einem einzigen Stück Holz geschnitten, am häufigsten sieht man „Frayen" mit breiter, vorgeschobener Unterlippe, die „Lätsch" heißen, die „Teufelsfratze" mit den Flügelohren, dann die mit bleckenden Zähnen. Eine Weiberlarve ist das „Mariannle", die einer Bötin ähnlich sah, die oft vom Wald herunter ins Städtchen kam. Diese Gesichtsmasken sind gewöhnlich aus Lindenholz geschnitten und bemalt. Ein echter Schuddig schneidet in Elzach sich heute noch seine Maske selbst. Seine Bräuche übt der Elzacher Narr mit Leidenschaft und Lust, so das Brüllen, das eigentlich ein Knurren, Grunzen, Brummen zugleich ist, und das nur ein Schuddig fertig bringt. Eine weitere wichtige und merkwürdige Gestalt der Elzacher Fastnacht ist der „Taganrufer". Er trägt ein kurzes, mit rotem, blauen und grünen Streifen benähtes Leinenhemd, dazu einen hohen, spitzen Hut, wie ihn die Zauberer im Märchen tragen. Eine schmale, schwarze Brille, aus Pappdeckel gefertigt, darf nicht fehlen. Wie alt die Taganrufer sind, weiß niemand zu sagen; alte Leute behaupten jedenfalls, sie träten seit „unvordenklichen" Zeiten auf. Zu den Taganrufern gehört der Nachtwächter mit seiner Frau, die durch einen Mann dargestellt wird, im üblichen Gewand mit Laterne, Spieß und Schnapsbeutel ausgerüstet. Das Taganrufen selbst, etwa fünf Uhr morgens am Fastnachtsmontag, ist von unsagbarer Dämonie. Allmählich ist das ganze Städtchen furrend, knurrend, singend, schwirrend wie ein aufgestochener Bienenschwarm. Die Narren brüllen wild, die roten Zotteln fliegen, ihre Saublasen peitschen den Boden. Lachen kullert und Schreie eingefangener Mädchen gellen in den Frühmorgen. Es sieht also unheimlich und toll aus und ist doch nur noch ein harmloses Schabernackspielen.

Sehr eindrucksvoll als wahre Volksfastnachten zeigen sich die in Oberndorf und Rottweil. Wenn auch der Villinger elegante Hänsele seinen Einfluß verrät, hat sich doch vorab in Rottweil eine Vielfalt von Masken erhalten, die alle schon von selber uralt erscheinen. Ich vermag es hier nicht, allen gerecht zu werden des beschränkten Raumes wegen.

„Es goht dergegen", sagen die Narren allum.

Die Meersburger Kinder üben schon ihr rhythmisches Rufen: Schnabelgyri, Schnabelgyri, Schnabelgyri.

In Konstanz und anderwärts summen sie schon heimlich: Hoorig, hoorig, hoorig isch die Katz.

Die Stockener Zimmerleut suchen den Narrenbaum aus.

In Laufenburg wetzen die Wiiber heimlich die Schnäbel.

In Ueberlingen prüft der alte Narr und sein Narresome, sein hoffnungsvoller Sprößling, den Karbatschenzwick.

In Elzach probieren die angehenden Schuddig den Brüel.

In Villingen den Narrensprung.

Und die Musikkapellen suchen die Noten zu den Narrenmärschen hervor.

„Es goht dergege mit Hutt un Hoor . . . es wird wahr mit der Fastnacht.

Der sonst so lebensernste, schwerblütige Alemanne am Oberrhein ist kaum wieder zu erkennen, wenn's erst soweit ist. Es springt der Fabrikant und der Bauer, der Lehrer und der Arbeiter in sein Gewand, der Bursche und der abgeklärte Mann. Das Blut, dieser sonderbare Saft, will es so. Da wird der gezähmteste Eheherr zum wilden Reisläufer durch alle Gassen, zum durstigen Mund an allen Gläsern, zur spottseligen Zunge vor jedem, der Dreck am Stecken hat oder sonstwie kitzlig ist. Er wird zum tänzerischen Genie, wo irgendwo eine Musik spielt. Drei Nächte ist er schlaflos, drei Tage ist er arbeitsscheu und närrisch bis in die Knochen. Er treibt Mummenschanz aus Leidenschaft, ist zuweilen erstaunt über sich selbst, zum Bersten komisch und sogar tiefsinnig witzig. Auf des Messers Schärfe tanzt das satyrische Wortspiel, nie schmutzig oder schnoddrig, der Alemanne liebt das Zweideutige und Freche nicht, er hat Zucht in sich selber, er hat aber andererseits Sinn für derben Humor, er versteht ohne Bosheit das Kind beim rechten Namen zu nennen. Echter Witz, tiefer Humor reinigen und heilen manches Verhockte und Verbockte.

Narrenfreiheit ist verwandt mit innerer Wahrheit.

So beginnt das neue Jahr, wenn die Nebel dünner werden und der Föhn den Schnee wegsaugt mit seinem pfeifenden Munde, in dem doch bereits Frühlingslieder mitklingen, allerwärts, wo der Volksboden noch den Herzschlag der Erde spürt, mit dem Narrentanz. Er wirbelt die Säfte umeinander, säubert Geist und Leib von der Winterlast. Die Volksfastnacht ist der völkischen Seele eingerunt, das spürt man wohl, wenn man in ihre Wildemannsläufe gerät, sie verlangt „e gueti Kuttle". Einem geschniegelten Asphaltpiraten kann Hören und Sehen vergehen, wenn er zum Beispiel unter die roten Elzacher Schuddig sich mischen würde.

Alles was recht ist, hierzu gehört bäuerliche Kraft, im Kopf und in den Gliedern.

Sie hören auf, die Narrenläufe, wenn am Aschermittwoch die Frühglocke läutet. Die einen gehen fromm in die Kirche und lassen sich Asche auf den Scheitel streuen. Die anderen gedenken wie die Stockacher in der „Narrenmesse" ihrer im Vorjahr verstorbenen Narrenbrüder. Wieder andere gehen wie die Elzacher in die Elfimeß ins Wirtshaus und essen kühlenden Schwartemagen. Manche begraben feierlich grotesk die Fastnacht. Die Ueberlinger heilen ihre „verheite Mägge" beim Schneckenessen. Mancherorts halten sie Geldbeutelwäsche ab am Dorf- und Stadtbrunnen, was wohl ein jung überlieferter Brauch aus der Zunftgesellenzeit sein könnte. Und so bricht dann langsam die stille, bußfertige Fastenzeit an.

Und der Mann bleibt brav bei seiner Arbeit und die Frau, die auch nicht immer daheim geblieben ist, vergibt ihm alle Schulden.

Doch noch einmal, an der alten Fastnacht, eine Woche nach dem Fastnachtsonntag, an wenigen Orten auch erst am Sonntag Lätare, geht abermals ein Leuchten durch die Herzen und durch die Landschaft an den Ufern des Rheines und des Sees, soweit die alemannische Zunge klingt, da brennen wir die Scheibenfeuer ab. — Und von den Höhen des Schwarzwaldes herab grüßen die Feuer auf den Vogesenbergen und auf den Schweizer und Vorarlbergen Halden die Scheibenwerfer, die Jugend unserer Landschaft. Hei, wie die Flammen lohen und wie die Scheiben sprühen und wie sie in weiten Bögen ab den Ruten fliegen!

Schybi, Schybi, Schybo!

Wunderbares Nachterlebnis, voll mythischer Größe und Tiefe.

Das Volk spürt seinen schicksäligen Grund sehr wohl, ohne zu reden darüber, es feiert aufs neue, ohne sie neu zu empfinden, ganz selbstverständlich in sie hineingeboren, viele seiner Urväterfeste wieder. Die Zeit wurde reif für sie. Das Volk weiß tief innen, wer es zu erfüllen die Gnade hat und wem diese Gnade gegeben ist. So wird es in diesem Jahr die erste Scheibe wie immer im Namen Gottes, des Höchsten, werfen, die zweite Scheibe dann mit hellem Ruf:

Schybi, Schybi, Schybo,
Wem soll die Schybe go?
Sie soll im neue Dütschland go,
Sie soll sum Führer Hitler go.
Schybi, Schybi, Schybo!

Rasse und Volk

Folge 6 — Sonntagsbeilage des „Führer" — Sonntag, den 11. Februar 1934

Anna Maria Renner:

Badische Forschertat

Das architektonische Rätsel von San Stefano Rotondo gelöst

Dem Kunsthistoriker der Technischen Hochschule Karlsruhe, Professor Dr. Karl Wulzinger, ist es gelungen, aus der Bandarstellung einer Münze der neronischen Zeit das Urbild der großen Marthalle im alten Rom wiederherzustellen.

Wer im heutigen Rom nach den Spuren der Antike forscht, vermag sich eines wehmütigen Empfindens nicht zu erwehren bei der Betrachtung des Wenigen, das Baueifer und Zerstörung gleichermaßen von antiken Bauten bestehen ließen. Und wenn je ein Wunsch fruchtbar und schöpferisch war, so ist es der, Kenntnis zu erlangen von einer Bauepoche, die in ihren Werken die Macht eines Weltreichs kündete. Dieser Wunsch ist durchaus nicht phantastisch; denn die zerstörten, verbrannten, abgerissenen oder vermauerten antiken Bauwerke sind noch gegenwärtig, wenn auch verborgen; manche sind verhüllt durch viele Zutaten des Mittelalters und des Barock, manche aber leben unsichtbar weiter im Grundriß eines späteren Bauwerks, das auf ihren Fundamenten errichtet ward. Um ihre Existenz weiß man, nach ihrem Bilde nach einer gesicherten historischen Form aber sucht man erst.

Ausgrabungsergebnisse sind die ersten Quellen für Versuche der Wiederherstellung; aber häufig geben sie nur über die Fundamente, den Grundriß und seine Maße Aufschluß. Auch die literarischen Zeugnisse sind zuweilen dürftig und lückenhaft. Um so wertvoller ist die Ergänzung dieser beiden Quellen aus Formdokumenten, die der Baugeschichtler zu lesen weiß.

Auf dem Mons Caelius in Rom steht, etwas abseits und nicht zu den Sehenswürdigkeiten gezählt — Baedeker hält sie nicht für des Sternchens wert — eine Kirche, die das Rätsel in der Baugeschichte Roms genannt wurde, San Stefano Rotondo. Eindruck und Erinnerung, die sie vermittelt, sind stark: Eine kleine Mauerpforte führt von der Straße her in einen unregelmäßigen schmalen Vorhof; er schließt mit einer einfachen Säulenvorhalle ab, hinter der ein wuchtiger Rundbau von großen Proportionen aufragt. Das schwere, schmucklose, nur in einen Umgang mit überragendem Tambour gegliederte Bauwerk läßt seinen inneren Aufbau nur ahnen, nicht erkennen. Er überrascht: in konzentrischen Kreisen stehen Säulenordnungen, einen äußeren Umgang und einen inneren Kreis bildend. Die zweiundzwanzig jonischen Säulen dieser inneren Runde, in deren Mitte das Tabernakel errichtet ist, tragen ein gerades Gebälk, und seine Linien beschreiben einen klaren strengen Kreis, der die Lichtzonen des Raumes seltsam und feierlich abgrenzt. Das Licht fällt durch den Fensterkranz der Hochwand herab, gerade die für das Auge schweren Bauglieder erhellend.

Uralt ist San Stefano Rotondo. Während der Germane Odoaker das zerfallene Römerreich beherrschte, weihte Papst Simplicius (468—483) ein auf den Fundamenten eines antiken Baues errichtetes Heiligtum des ersten Blutzeugen. Man wußte das ganze Mittelalter hindurch, daß die sakralen Rundbauten Roms sämtlich auf antiken Tempeln stehen, und man hielt San Stefano für das erste dieser Heiligtümer. Ein volles Jahrtausend bestand es, verlor aber im Mittelalter neben den großen Basiliken seine Bedeutung, und nichts ist mehr von seinem reichen Gold- und Marmorschmuck geblieben. Erst Nikolaus V., der Humanist auf dem Papstthron, rettete San Stefano vor dem Verfall durch eine Wiederherstellung, bei der allerdings die ursprüngliche äußerste Säulenordnung vermauert und die für den Grundriß kennzeichnenden Höfe in der Achsenrichtung beseitigt wurden. Auch die Vorhalle ist sein Werk. Vom Barock blieb die Kirche unberührt, und heute ist sie ein schmuckloser Bau, dessen ganze Wirkung in seiner eigenartigen Architektur liegt.

Was aber hat an der Stelle von San Stefano gestanden? Und wie hat die Vorstellung des Geschichtsforschers die Gestalt des antiken Baues zu denken? — Schon die Architekten des Barock waren überzeugt, daß die Kirche sich auf dem Mittelbau einer antiken Marthalle, das Macellum magnum, erhebe. Sie stützten sich auf literarische Zeugnisse. Zugleich aber brachten sie dieses Macellum in Verbindung mit einer Darstellung auf einer Reihe Münzen, den sogenannten Macellum-Dupondien des Nero. Ein Stich von Peter van der Aa (um 1700) von der Kirche San Stefano setzt merkwürdigerweise einen solchen Dupondius in die rechte untere Bildecke. Die Macellum-Dupondien, deren Prägungszeit zwischen 63 und 68 n. Chr. fällt, tragen auf der Schauseite das Bildnis Neros mit Umschrift, auf der Rückseite aber eine Architekturdarstellung, die durch die Inschrift M A C. (ellum) A U G. (usti) eindeutig bezeichnet wird.

Unserer Zeit blieb die Aufgabe, die formelhaft vereinfachte Niederschrift der Architektur zu deuten, die Projektion eines raumkörperlichen Gebildes auf eine Fläche, die im Münzrelief dennoch plastische Elemente als Körperhaftes hervortreten ließ. Ein badischer Forscher hat sie gelöst: Professor Dr. Karl Wulzinger in seiner Arbeit über „Die Macellum-Dupondien des Nero" (erschienen in der neuen Zeitschrift für Münzkunde „Nummismatik" 1933.) Wulzinger hat nach langjährigen Studien über die Bandarstellungen auf Reliefs, vornehmlich auf Münzen der Antike, dieses eine Beispiel herangezogen und mit ihm zu den Deutungsversuchen antiker Bandarstellungen einen methodischen Beitrag geliefert. Mit Unrecht würde man einer solchen Deutung Mißtrauen entgegenbringen. Sie findet ihre sichere Grundlage in dem großen Materialbestand, von dem die Untersuchung ausgeht, in den baugeschichtlich gut bekannten Analogien und Grabungsergebnissen, auf die sie sich stützt, und in zuverlässigen bautechnischen Kenntnissen. Auch die übrigen methodischen Forderungen einer solchen Untersuchung sind erfüllt, torentotechnische und stilistische Ausdrucksmittel beachtet und der Wandel der Formauffassung berücksichtigt.

Es wird ein Verzeichnis des numismatischen Materials aufgestellt und eine chronologische Reihung des Prägetypen vorgenommen. Einer Einführung in das römische Münzwesen des 1. Jahrhunderts n. Chr. folgt eine Untersuchung der Porträtfassungen, in denen Nero wiedergegeben ist. Die Typen, nach den beiden Münzstätten Rom und Lugdunum (das heutige Lyon) gesondert, werden auf ihre Abbildtreue vergleichend geprüft. Dabei wird ein hochinteressanter Unterschied des Stils zwischen den Münzbildern der römischen Werkstatt und den Stücken provinzieller Herkunft offenbar. Das Relief, das der Künstler des stadt-römischen Kreises entworfen hat, gibt als Architekturdarstellung das Bild eines

räumlich erfaßten Aufbaus mit atmosphärischer Wirkung; die gallische Provinzkunst bringt eine Zusammenfassung und Vereinfachung, die flächenhaft die Teile der gemeinten Architektur nebeneinander schreibt, ohne doch ihre innere Beziehung zueinander zu verstehen.

Die Baudarstellung gibt einen zweigeschossigen, säulengetragenen Rundbau mit kegelförmigem Dach inmitten einer ebenfalls zweigeschossigen Säulenarchitektur wieder. Zu der offenen Halle des Mittelbaues und ihrem Götterbild führen Stufen mit Kandelabern hinauf. Girlanden ziehen zwischen den Säulen hin. Ein Bau im Festschmuck, vielleicht anläßlich seiner Einweihung. Die gesicherte Prägezeit zwischen 63 und 68 n. Chr. und der Wiederaufbau Roms nach dem Brande im Jahre 64 lassen solche Schlüsse zu.

Die richtige Deutung des Dargestellten wird möglich durch die Grabungsresultate an anderen Orten, die uns Kenntnis eines antiken Macellums vermitteln: ein Macellum ist ein Hof umzirkt von zuweilen zweistöckigen — Säulenhallen; dahinter liegen Läden, Schlachträume und kultische Gemächer; in der Mitte steht eine ebenfalls zweistöckige Brunnenanlage. Alle diese Kennzeichen lassen sich von dem Münzbild der Macellum-Dupondien ablesen.

Die Varianten der architektonischen Einzelheiten, besonders durch das Mißverständnis provinzieller Künstler entstanden, sind kritisch in die Untersuchung Wulzingers einbezogen. Dabei war noch eine Hauptschwierigkeit zu überwinden: es galt sich frei zu machen von unserer Art verständesmäßiger Umsetzung und unsern modernen Darstellungsgewohnheiten. Uns trennen die geistigen Umwälzungen des Mittelalters und der Renaissance auch in der gegenständlichen Auffassung und bildnerischen Deutung unserer Umwelt wie eine tiefe Schlucht von der Antike. Ein mühsamer schrittweiser Forschungsweg führt zur Erkenntnis antiker Bildauffassung. Es ist fesselnd, einer Deutung zu folgen, die zu erschließen sucht, was der antike Mensch abbilden wollte, die sich strengstens an das Gegebene hält, aber auch jede kleinste Einzelheit nicht nur visuell, sondern zugleich in ihrer Funktion erfaßt. Nur dem Baugeschichtler mit seinen Fachkenntnissen auch auf technischen Gebieten ist eine solche Deutung möglich.

Nach Wulzingers Rekonstruktion zeigt der Grundriß des Macellum magnum eine Anlage auf drei konzentrischen Kreisen: der äußerste bildet die Ringmauer, der mittlere die Innenmauer der durch radiale Zwischenwände geteilten Marktträume. In der Richtung der Achsen, also im Sinne von Kreuzarmen, öffnen sich Höfe mit Nischen zwischen dem in Stützen fortgeführten inneren Kreis und der Ringmauer. Den innersten Kreis bildet die girlandengeschmückte Säulenstellung des Münzbildes. Ueber der Kreismitte erhebt sich die Halle mit dem Götterbild. Dieser Grundriß, bestätigt durch Grabungsfunde, ist aufs engste verwandt mit der ersten Anlage von San Stefano Rotondo.

Heinrich Hübsch hat in seinem 1863 in Karlsruhe erschienenen Werk „Die altchristlichen Kirchen" sich mit dem Ursprung und der Baugeschichte von San Stefano beschäftigt und erkannt, daß der Bau unter reichlicher Verwendung antiken Materials errichtet ist. Wohl ist der Aufbau selber nachantik; aber der antike Vorläufer ist formgebend gewesen; und in den antiken Säulen des christlichen Heiligtums dürfen wir jene Stützen sehen, die im Macellum magnum des Nero Halle und Säulenrunde trugen, und die durch den Eifer der frühchristlichen Jahrhunderte im sakralen Bauwerk einem höheren Zweck zugeführt werden sollten.

Damit ist San Stefano Rotondo in seiner einfachen und doch nicht leicht faßbaren Raumgestaltung erklärt; damit ist aber auch ein zwar in der Literatur bekannter, aber bisher bildmäßig nicht vorstellbarer Bau nach Anlage und Gestalt mit höchster Wahrscheinlichkeit auch im Einzelnen wiederhergestellt. Nicht nur, daß die Geschichtswissenschaft um eine kulturgeschichtliche Vorstellung bereichert ist — was die Arbeit Professor Wulzingers auch für die Allgemeinheit beachtenswert werden läßt, das ist der Anteil, der mit ihr der deutschen Forschung auf einem bedeutenden wissenschaftlichen Gebiet zufällt.

Hans Krämer:

Das Jagdhaus bei Baden-Baden

Ein Kleinod barocker deutscher Baukunst in Baden.

Wo auch immer im 18. Jahrhundert sich größere oder kleinere Residenzen deutscher Fürsten erhoben, finden wir in deren weiteren oder näheren Umgebung, irgendwo versteckt und für damalige Zeiten weltabgeschieden, jene eigenartigen, verhältnismäßig kleinen Bauwerke, in denen der Herrscher, den Geschäften des Regierens und den Intrigen des Hoflebens fliehend, lauschige Stunden weltentrückten Naturgenießens und stiller Einsamkeit verbrachte. In denen er vom frohen Weidwerken aus den damals noch so wildreichen riesigen Wäldern und Auen seines „Reiches" zurückkehrend, bei Becher- und Hörnerklang dem Gefolge seiner geladenen Freunde und Gäste das Jagdmahl gab.

Der zentrale Rundbau mit seinen intimen Wirkungen war zu vorgenannten Zwecken und Bestimmungen wie geschaffen. Nach dem Beispiel der „Villa rotonda", des wohl idealsten venetianischen Landhauses, wurde er zum Vorbild vieler Lustschlösser.

In Deutschland ursprünglich wohl kleine niedrige, im fürstlichen Park gelegene Gebäude aus rauhen Steinen mit Moos oder Baumrinde innen verkleidet, entstanden aus dieser zunächst schlichten Form einer Eremitage oder Einsiedelei, — bedingt nicht nur einzelne Stunden, sondern Tage, ja sogar Wochen in der Abgeschiedenheit zu verbringen — jene Waldhäuser, die sich dann im Laufe der Zeit zu kleinen Jagdschlössern entwickelten und uns als solche erhalten geblieben sind.

In unserer fruchtbaren Rheinebene, auf den nordwestlichen Ausläufern des Fremersberges, unweit der Welt-Bäderstadt Baden-Baden, liegt am Rande des Waldes das ob seines eigenartigen Reizes in der Grundrißform und im Aufbau, leider viel zu wenig bekannte Jagdhaus „St. Hubertl".

Eine der grandiosesten schöpferischen Frauengestalten des 18. Jahrhunderts, die Markgräfin Augusta Sybille von Baden, die Gemahlin des Türkenlouis, ließ das Schlößchen nach dem Tode des Markgrafen für ihren heranwachsenden Sohn Ludwig Georg, den verletzten Herrscher der Markgrafschaft Baden, erbauen. Dessen Prachtliebe und leidenschaftliche Passion und Freude zur Jagd schufen hier, abseits von seiner Residenz Rastatt, eine edle, wenig bekannte Stätte badischer Kultur und frohen deutschen Weidwerkes.

Eine erschöpfende Darstellung der Baugeschichte ist wohl nicht gänzlich möglich, da das vorhandene Material spärlich und lückenhaft ist; noch schwieriger ist es aus dem ungeordneten Quellenmaterial verstaubter und zum Teil schwer lesbarer Akten das Wesentliche herauszuschälen.

An der Hauptstraße Baden-Oos nach Baden-Baden zweigt kurz vor Baden-Baden die Jagdhausallee — früher mit Lärchen und Vogelbeerbüschen umstanden — rechts ab und führt durch Hochwald in nicht geringer Steigung auf ein kleines Hochplateau in etwa 250 Meter Meereshöhe. Wald säumt diese Naturaltane und läßt nur nach Westen und nach Südwesten einen herrlichen Aus- und Fernblick in die Rheinebene, auf das Straßburger Münster und auf die Vogesen frei.

Von all den ursprünglich vorhandenen Gebäuden, den beiden Kavalierhäusern, den Wohnungen der Jäger und der Diener des Markgrafen, dem Försterhaus, der Küche, dem Marstall und dem Hubertussaal, sind nur noch die drei letzteren erhalten. Die Kavalierhäuser, sowie die Wohnungen für die Jäger und Diener wurden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts abgetragen, da sie sich in sehr schlechtem Zustand befanden. Das alte Försterhaus, das als Gaststätte diente, mußte um die Wende des vorigen Jahrhunderts dem neuen Gasthaus Platz machen. Ein gerade nicht schön zu nennender „Baukloß", unorganisch mit dem spielenden Reiz der ihn umgebenden alten Bauten, wie auch unorganisch mit der Natur verbunden, ragt heute in die stille Luft. Einst rauschten wohl knorrige Eichen über den Dächern und Kuppeln, und von den Wänden des Hubertussaales, dem unser Hauptaugenmerk gelten soll, grüßten wohl mächtige Geweihe kapitaler Hirsche und blinkende Gewaffe grober Keiler und verliehen damit den Räumen jene feierlich-frohe Stimmung jagdlicher Umgebung.

Schon Markgraf Ludwig Wilhelm, Augusta Sybilles Gemahl, plante auf dem Fremersberg ein Jagdhaus und zwar an der Stelle, wo seit ungefähr 1445 ein zu seinen Lebzeiten aber baufällig gewordenes Franziskanerkloster stand. Der Sitz jener Mönche sollte nach Rastatt oder in die Nähe von Rastatt verlegt werden, und die Bauverfügung für St. Hubertus war schon fertig, da gelang es den Mönchen, die sich ungern von dem lustigen schönen Platze hier oben trennen wollten, durch Vermittlung des markgräflichen Ministers von Blittersdorf das Bauvorhaben zu unterbinden.

Ungefähr 20 Jahre später jedoch ging die Markgräfin daran, den Plan ihres inzwischen 1707 verstorbenen Gemahls zu verwirklichen.

— — „den 20. Februar hat Ihro Durchlaucht den Platz angewiesen, alwo das Jagthaus (oder das St. Huberti-Haus, wie es auch manchmal in den Akten genannt wird) solle hingesetzt werden." — So lautet es in einem Baubeschrieb Rohrers, dem Architekten der Sybille, und dem feinsinnigen Schöpfer von Favorite, der Emeritage von Waghäusel u. a. Ein paar Tage darauf schon wurde mit der Räumung und Säuberung oben genannten Platzes begonnen. Aus einem Hofkammerprotokoll kann man ersehen, — „daß aus dem Steinbacher 35 und Badener Ambt 20 Sandt- und Pflastersteinfuhren St. Huberti Hauß verschrieben wurden." —.

Sehr wahrscheinlich wurden zuerst die Nebengebäude erstellt, denn sie standen schon Ende des Jahres 1720. Der eigentliche Hubertussaal dürfte wohl im Laufe des Jahres 1720 erbaut worden sein, (nicht wie oft angenommen 1789). Denn — „zu Ende des Jahres wehre auch der steinerne Hürsch darauf verferttigt worden, so nit der Bilthauwer von Baaden wehre krank worden" —. So heißt es in einem Protokoll aus dem Jahre 1721.

Wir betreten den Hubertussaal, — manchmal auch Sternschlößchen genannt, — der der Form eines Malteser- oder Johanniterkreuzes — eines achtspitzigen Kreuzes — nachgebildet ist. Fünf Stufen einer kleinen Freitreppe führen zur schlichten Eingangstür. Eine kleine, zirka ein Meter tiefe Vorhalle (als Windfang) vermittelt den Zugang zum achteckigen großen Kuppelsaal. Der Radius eines umbeschriebenen Kreises um dieses Achteck mißt über 4,50 Meter. In drei Seitenflächen des Polygons vermittelt je eine Fensteröffnung, jede nach einer anderen Himmelsrichtung ausblickend) den Lichtzutritt zum Saal, während die fünf übrigen Flächen des Achtecks von je einer Tür durchbrochen sind: der schon erwähnten Eingangstür, und vier weiteren, von denen jede in eines der vier sich gleichmäßig um den Saal gruppierenden, fünfeckigen, nach außen sich buchtenden Kabinette führt. Jedes dieser Kabinettchen, von etwa 22 qm. Grundfläche, gewährt durch drei Fenster wiederum nach verschiedenen Himmelsrichtungen Ausblicke. In ungefähr fünf Meter Höhe läuft rings um den Saal ein kräftiges Gesims, das die stabile Holzkonstruktion des achtflächigen Kuppeldaches trägt. Die acht Zwickel der Kuppel vereinigen sich oben im Kuppelfeld zu einem, dem Grundriß des Saales entsprechenden konzentrischen Achteck, dessen Fläche ein sattes, farbfrohes Gemälde, „St. Hubertus mit dem Hirsch" schmückt. Ueber dem Gemälde liegt ein leiser Hauch feierlicher Waldstimmung.

Wie die weitere innere Ausgestaltung in ihrem ursprünglichen Zustand ausgesehen haben mag, ist nicht leicht zu beschreiben. Die Grisaillemalereien in der Wölbung, die jagdbaren Tiere des Waldes sind nach vorgefundenen Resten der ursprünglichen Bemalung zu Beginn unseres Jahrhunderts erneuert worden.

Eine äußere Treppe mit einer Falltür führt mit ein paar Stufen zum Keller, der in früheren Zeiten wohl hauptsächlich als „Trunkkeller" gedient haben mag. Nur das mittlere, große Polygon und die beiden Kabinette rechts und links des Einganges sind unterkellert. In der Mitte des achteckigen Kellerraumes trägt eine auf einem Steinsockel ruhende viereckige starke Holzsäule aus Eichenholz einen Unterzug, der sich in der Längsrichtung senkrecht zur Tür spannt. Er dient als Zwischenauflager für die Erdgeschoßbodenbalken. Der Durchmesser der ganzen bebauten Fläche beträgt etwa 23 Meter.

Der Reiz der äußeren Gestaltung liegt in dem Spiele der in verschiedenen Winkeln aufeinanderstoßenden Seitenflächen, in dem wellenwirkenden Auf und Nieder der schiefergedeckten Dachflächen, in dem geruhsamen, gleichmäßigen Aufstreben der sanftgewölbten Achteckkuppel und in der einfachen, schlichten Formgebung des gesamten Fassadenschemas. Den einzigen, äußerlich etwas hervortretenden Schmuck bilden die quadergegliederten, roten Ecklisenen der fünfeckigen Kabinette, die klarprofilierten, rings um die gesamte Bauanlage gleichmäßig herumgezogenen rotgeputzten Gesimse, die etwa 25 Ztm. breiten Fenster und Türumrahmungen in einfach gegliederter Form, die grünen Läden und der graue Besenbewurf der etwas vertieft liegenden Putzflächen. Die Kuppelbekrönung trägt als markanten Ausdruck eine Steinhauerarbeit, „einen mächtig ausladenden Vierzehnender im Wundbett von einem kleinen Schweißhund gestellt." Die ursprünglich vorgesehenen „Eckhürsche" fehlen.

Der ungefähr vierzig Meter vom Hubertussaal östlich liegende Küchenbau lehnt sich in seiner Grundrißform der des Hubertussaales an. Ein gleichmäßiges schlichtes Achteck, von je etwa zwei Meter Seitenlänge. Ein ziegelgedecktes Zeltdach spannt sich darüber. Der mittlere Siel des Daches steht auf einem Holzunterzug, den in der Küchenmitte zwei steinerne Säulen tragen. Das einfache ebenfalls ziegelgedeckte Walmdach des noch vorhandenen Marstalles, südlich der Küchenanlage, — ein viereckiger Baukörper von etwa 9—12 Meter Grundrißfläche, — umspielen die Aeste einer vielhundertjährigen Eiche, die einstens die Markgräfin, als sie hier oben baute, nicht fällen ließ. Heute drohen die knorrigen Wurzeln des mächtigen Baumriesen die Grundmauern des Marstalles zu sprengen.

Nach dem Uebergang der Markgrafschaft Baden-Baden an Baden-Durlach (nach dem im Jahre 1765 zum Abschluß gelangten Erbvertrag) ging das Jagdhaus langsam seiner Verwahrlosung entgegen, denn Rastatt hatte aufgehört Residenz zu sein. Wohl war das Schlößchen noch, seiner anziehenden Lage wegen, um 1880 Treffpunkt der erlauchtesten Gäste aus der Lichtentaler Allee. Den Mittelpunkt des damaligen Gesellschaftslebens bildete die Großherzogin Stefanie. Sie mag auch hier oben im Kreise ihrer adeligen Gäste manch eine, der von der Königin Hortense komponierten Romanzen gesungen haben. Ende der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts hat Großherzog Leopold das recht verkommene Schlößchen wieder hergestellt und eingerichtet. „Von dieser Zeit ab blieb es wieder ein gern besuchter Ausflugsort der Baden-Badener. Im nahen Walde hatte eine Kolonie Reiher genistet, die im Rheintale auf Fischraub zogen. Rings um das Schlößchen standen noch einige Pavillons und das Försterhaus. Im Saale tanzten an Sonntagen die auserlesene Jugend der umherliegenden Ortschaften und unter dem hölzernen Zelt am Rande des Abhanges zechte eine bunte Schar. Unter der Woche war es ein komfortabler und fashionabler Versammlungsort, der gerne zu Festlichkeiten benutzt wurde; auch war die prächtige Aussicht an und für sich schon des Ganges wert."

Manch einer von den älteren Bewohnern der umliegenden Orten kann sich noch gut erinnern, daß er in den Tagen seiner Kindheit vom Jagdhaus aus die Beschießung von Straßburg sehen und den Donner der Geschütze hören konnte.

Es wäre zu begrüßen, wenn dieses reizende Jagdschlößchen, in breiteren Kreisen unserer engeren Heimat wenigstens mehr bekannt würde. Ist doch dieses Kleinod barocker deutscher Baukunst in Baden wert gewürdigt zu werden. Denn es wurzeln darin die ewigen tiefen Fasern, die uns mit unserem Heimatboden verketten, die uns die Liebe, das Wissen und das Fühlen um ewige alte deutsche Kunst ins Herz hämmern, damit auf den gesunden alten Heiligtümern sich neue Werke erheben, wohl in einem neuen Geiste, aber getragen von der Verantwortung, die wir der Tradition einer imposanten, mächtigen Vergangenheit schulden.